



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Tagebuch.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

T a g e b u c h.

Handglossen

zu dem vorstehenden Aufsatze und zu noch manchem Andern.

Wir haben den geehrten Herrn Einsender des vorstehenden Aufsatzes seine Meinung ungestört entwickeln lassen, ohne ihn durch polemische Anmerkungen, durch eingekleitete Sie, durch spitze Ausdruckszeichen oder widersprechende Fragezeichen viel zu unterbrechen; um so mehr aber ist es uns nöthig einige Punkte festzustellen, in welchen unsere Anschauungsweise nicht nur von der so eben entwickelten, sondern auch noch von der vieler anderer, sogenannter nationaler Stimmführer deutscher Presse abweicht. Wir rühmen uns so national als nur irgend Jemand zu sein, oder vielmehr, wir rühmen uns blos, so viel gesunden Menschenverstand zu haben, um einzusehen, daß es bei der gegenwärtigen Weltlage für Preußen und Oesterreich eine Pflicht der Selbsterhaltung war, den polnischen Aufstand zu unterdrücken. Um dies zu beweisen, bedarf es nicht erst des klingenden Spiels von deutscher Größe und deutscher Bildung, mit denen unsere Presse in dieser Angelegenheit jeden Tag auf die Wachtparade zieht. Wenn es aber zur deutschen Größe gehört, daß man den unterlegenen Polen alle möglichen Giftmischerien und Meuchelmorde andichtet, wenn es zur deutschen Bildung gehört, daß man gegen die Besiegten hartherzig ist, so sagen wir uns los von dieser Größe und Bildung. Daß das Militär auf die Angreifenden mit Kartätschen schoß, war eine tragische Nothwendigkeit; daß die Bauern die Flüchtlinge mit Dreschflegeln erschlugen, ist ein unvorhergesehenes Unglück, daß aber manche Zeitung die Besiegten mit Steinen wirft, ist eine nicht zu rechtfertigende Abscheulichkeit. Wahrlich die deutsche Sache würde nichts verlieren, wenn die Presse mehr Achtung dem Unglücke beweisen würde, und die patriotischen Wortführer würden ihren Regierungen einen bessern Dienst erweisen, wenn

ihr Ton weniger schneidend, ihr Siegesgeschrei weniger frohlockend wäre, wenn in ihren eigenen Worten schon die Milde sich abspiegeln würde, die Deutschland, die Europa, die die ganze Humanität jetzt von den Monarchen erwartet, in deren Hand die schönste aller Privilegien: das Gnadenrecht, liegt!

So viel im Allgemeinen. Im Besondern müssen wir unsern Widerspruch gegen zwei Punkte des vorstehenden Aufsatzes richten und zwar im Namen der Vergangenheit wie im Namen der Zukunft.

Im Namen der Vergangenheit und der geschichtlichen Wahrheit müssen wir den Satz: „Polen sei schon vor seiner Theilung an innerer Auflösung verschieden, es habe in dem Sinne, in welchem man jetzt ein Volk versteht, nie gelebt, es sei mehr ein Institut des Mittelalters als ein Staat im modernen Sinne gewesen —“ auf seinen wahren Werth zurückführen. Wir haben diese Behauptung in letzterer Zeit zu oft sowohl von preussischer als von österreichischer Seite wiederholen gehört, als daß man ihr nicht etwas näher in's Gesicht schauen sollte.

Allerdings war Polen von hunderttausend befäbelten und besporneten Edelleuten beherrscht, die, mit einander uneinig, seine staatliche Einheit zerspalteten, allerdings war das leibeigene, an die Scholle gebundene Volk so gut als null, allerdings riefen die Polen selbst fremde Hilfe und fremde Soldaten in's eigene Land. Allein man vergißt oder will vergessen, daß die erste Theilung Polens in den siebenziger Jahren stattfand, das heißt zu einer Zeit, wo der Begriff des modernen Staates noch in den Windeln lag, und wo noch gar viele andere Staaten, die heute in Europa laut mitreden, nichts als „Institute des Mittelalters“ waren, von denen zu schweigen, die es bis zu dieser Stunde geblieben sind. Werfen wir doch nur einen Blick auf das damalige Deutschland, das zur Zeit der Theilung seiner Nachbarn nur um wenige Millionen Menschen mehr zählte. Waren die Tausende von souveränen Edelleuten und Großedelleuten, die Deutschland regierten, etwa einiger? War die deutsche Wirtschaft viel besser als die polnische? War der Bauer etwa nicht leibeigen? Riefen die deutschen Reichsfürsten, die kleinen und großen Tyrannen, etwa nicht fremde Waffen zur Entscheidung ihrer endlosen Händel herbei? Und bezahlten sie nicht zuletzt mit dem Blute und dem Marke ihrer Völker, mit ganzen Provinzen des deutschen Reichs die schmählischen Hilfsleistungen der Fremden? Gewissenloser und weit unnationaler als Polen je gehandelt! Zu eben der Zeit, wo Polen getheilt und wo die Uneinigkeit und der Druck der polnischen Edelleute die Theilung „entschuldigen“ soll, hatte Preußen und Oesterreich sammt den für oder gegen den Kaiser kriegenden Reichsfürsten kaum erst den blutigen Säbel in die Scheide gesteckt. Ja gerade diese Uneinigkeit der deutschen Großfürsten war eine der Hauptursachen der Theilung „der jammerbleichen Polo-

nia" der man gerade diese Uneinigkeit zum Verbrechen macht. *) Was nun den Druck betrifft, den die polnischen Edelleute ausübten, so wäre es besser, unsere Nationalen schwiegen davon und riefen nicht die alten Gespenster unserer noch nicht ganz verwesten Geschichte der letzten Jahrhunderte der Welt in's Gedächtniß. Lagen wir denn etwa auf Rosen zu jener Zeit? Der Reichstag war ein Puppenspiel, die Reichskammer eine Parodie, die Reichsarmee ein Spottwort geworden. Und wie saugten sich die Tigel voll an dem ohnehin erschlafften Mark des Volkes. Je kleiner sie waren, je gieriger sogten sie. Wo ist der polnische Edelmann, der schlimmer gehaust als jener würtembergische Karl Eugen, der den allerärmsten Mann des Landes besteuerte, und die Reichen durch Kerker zur Bezahlung dieser maßlosten Brandschakung zwang, der mit bewaffneter Macht den Leuten seine schändlichen Lotterieloose aufdrang, der die Aemter vertausendfachte, um sie zu verkaufen, die Kirchengüter plünderte, die Töchter seiner Räte auf den Bällen gewaltsam entehrte, der hunderte von Mädchen für seine Lüste requirirte, der Prälaten berauschte, um sie mit der unzüchtigsten und fürchterlichsten Krankheit anstecken zu lassen und der fünfzig Jahre regierte, bis 1794, bis zwanzig Jahre später noch nachdem jenes Polen zur Strafe für den Mißbrauch, den seine Edelleute trieben, getheilt worden war. Nur deshalb hebe ich den einen hervor unter den hunderten und tausenden seiner Genossen, die im vorigen Jahrhundert mehr als polnische Wirthschaft in deutschen Ländern trieben. Jener starke sächsische August, der 352 Kinder mit Maitreffen aus allen Himmelsstrichen erzeugte, von der eine einzige ihm zwanzig Millionen Thaler kostete, der sein ausgesaugtes Land in ein Theater umschuf, der die

*) Oesterreich und Preußen, die durch den ungeheuren Anwachs der russischen Macht zunächst bedroht waren, erkannten sehr wohl die Gefahr, welche ihnen die Einnischung Katharina's in die polnische Angelegenheit bringen konnte. Friedrich II. und Joseph hielten in Reisse und ein Jahr später in Mährisch-Neustadt (1770) zwei merkwürdige Zusammenkünfte, wo der Versuch gemacht wurde, endlich eine einmüthige deutsche Politik zu bilden und Polen zu schützen. „Die Schuld, daß man nicht übereinkam" — sagt der Preuße Wolfgang Menzel — „lag an Friedrich" . . . „Oesterreich hatte bereits dem König von Polen die Hand einer Erzherzogin und der überwiegenden katholischen Partei im polnischen Adel seine Hilfe angetragen. Hätte sich nun Preußen zur Rettung Polens an Oesterreich angeschlossen, so hätte es zwar den russischen Einfluß geschwächt, aber desto mehr den österreichischen verstärkt und selbst nichts gewonnen. Aus diesem Grunde glaubte Friedrich die Russen schonen, sich der Russen sogar gegen Oesterreich bedienen zu müssen. Sein Bruder Heinrich, den er nach Petersburg schickte, handelte in diesem Sinn. Nun hielten die Oesterreicher einen Kriegsrath, in welchem die Frage, ob sie es wagen dürften, Rußland den Krieg zu erklären, wenn Preußen nicht auf ihrer, sondern wohl gar auf russischer Seite stünde? verneinend entschieden wurde (1771). Von diesem Augenblicke war die Theilung Polens entschieden."

Gräfin Cosel in der unzuchtigsten aller Denkmünzen verewigen ließ, dessen Minister Flemming sechszehn Millionen Thaler zusammenstahl, der war freilich Kurfürst von Sachsen und König von Polen zugleich, deutsche und polnische Wirthschaft reichten sich da die Hände. Aber Mißthaten wie in Baden Durlach mit seinem Hirschpark in Carlsruhe, Blutsaugereien wie in Bayreuth und Anspach, Ungeheuerlichkeiten wie die des Jesuitenzöglings Carl Philipp von der Pfalz, haben wir auf eigener Hand aufzuweisen, ja einer Polin, der edlen Tochter Sobiesky's, war diese deutsche Wirthschaft so ungewohnt und unerhört, daß sie sich von ihrem Manne, dem liederlichen Maximilian Emanuel von Bayern scheiden ließ (1726). Und wo hat die Geschichte der polnischen Nation ein schwärzeres Blatt aufzuweisen als jenes, welches von dem schändlichen Menschenhandel erzählt, den ein so winziger mit den großen landreichen Edelleuten Polens nicht zu vergleichender, deutscher Reichsfürst wie Friedrich von Gotha begann, indem er den Holländern drei Regimenter gewaltsam ausgehobener Recruten verkaufte! Und jener hessische Friedrich, der gleich auf ein Mal den zweiunddreißigsten seiner Unterthanen für die englischen Colonien verkaufte (12,000 Mann), und die Väter mit dem Halsseisen, die Mütter mit dem Zuchthause strafte, wenn sie sich beklagten. Und Hanau, Waldeck, Würtemberg, der Bischof von Münster u. s.; die kleinsten Machthaber durften ungestört Lehnlisches wagen. Presque tous les princes allemands sont marchands d'hommes sagt Feuquière in seinen Memoiren. Und all diesen Gräucl — der Regel und nicht Ausnahme war — finden wir in einem einzigen Jahrhundert beisammen, im vorigen Jahrhundert. Wir brauchen nicht ein Mal in's siebzehnte zurück zu greifen, nein dasselbe Sæculum, in welchem Polen als ein von tausend Edelleuten verwahrlostes, zersplittertes Land zertheilt ward, hat Alles dieses beisammen, Felonie, Maitressenherrschaft, Bauernschinder, Menschenhandel, Recht und Säkung kaum geordnet und noch weniger geachtet! Und man spricht von Polen als von einem Institut des Mittelalters!

Freilich Polen hat die französische Revolution, diese große Schule der Fürsten und Völker nicht erlebt. Es hat nicht Zeit gehabt sich zu besinnen und zu sammeln wie die erstern und zum Bewußtsein zu kommen wie die letztern. Es hat nicht Zeit gehabt ein Staat im modernen Sinne zu werden, weil der moderne Staatsbegriff erst seit jener Zeit zur Geltung gekommen ist. Ohne jene furchtbare Lehrmeisterin hätten wir in vielen Staaten die „polnische Wirthschaft,“ noch bis auf den heutigen Tag, ja hätte nicht jener Titan, der aus ihrem Krater hervorgeflogen, seine Kriegsfackel zum Scheiterhaufen für die Unabhängigkeit von ganz Europa gemacht, Deutschland allein wäre ihm erlegen, es hätte vielleicht in diesem Jahrhundert das Schicksal gefunden, das Polen im vorigen erlitt und ein fremder Publicist

hätte dann ebenso von uns gesagt: Deutschland sei im Grunde nie ein Staat im modernen Begriffe gewesen, es sei bloß ein Institut des Mittelalters gewesen und war durch innere Zwiespalt längst aufgelöst, ehe es noch getheilt wurde! Vor fünfzig Jahren hätte dies Alles noch auf uns gepaßt und zum Theil vor vierzig, vor fünfunddreißig noch! Aber der Himmel hat wohlwollend auf Deutschland herabgesehen; im Momente seiner tiefsten Erniedrigung hat es seine höchste Kraft, sein Nationalbewußtsein, sich selbst wieder gefunden. Doch eben deshalb ziemt es ihm, dem Glücklichen, seinen gefallenen Bruder mit Theilnahme zu begegnen und ihm sein Unglück nicht doppelt fühlbar zu machen.

In's Practische übersetzt, was heißt das? —

Freilich nicht viel. Ob die Theilung Polens zu entschuldigen, darüber zu streiten scheint jetzt nicht die Zeit. Jetzt, wo selbst aufrichtige Polenfreunde sich gestehen müssen, daß Oesterreich und Preußen auf ihre polnischen Gebietstheile nicht verzichten können, nicht verzichten dürfen und nicht bloß im Interesse ihrer Hausmacht, sondern im Interesse deutscher Macht überhaupt! —

„Erkennen Sie dies an — höre ich fragen — wozu die vernarbten Wunden von Neuem aufreißen, da man sie doch nicht heilen kann? Wozu die Vergangenheit heraufbeschwören, da man an die Gegenwart denken muß?“ — Aber gerade weil die Wunden noch nicht vernarbt sind, muß man sie untersuchen, weil man nicht bloß an die Gegenwart, sondern auch an die Zukunft denken muß, ist es nöthig über die Vergangenheit sich klar zu werden. Hier sind wir bei dem zweiten Hauptpunkt, wo wir dem Herrn Verfasser des vorstehenden Aufsatzes entschieden widersprechen müssen:

„Der Pistolenschuß, welchen ein Insurgentenhauptling in Lissa-Gura auf die sich widerlegenden Bauern that, brachte die Lawine zum Sturze, welche in Galizien die letzten Reste des Polenthums begrub!“... „Die letzten Reste des Polenthums hatten sich in der Emigration gesammelt“...

Der Herr Verfasser, der offenbar ein Mann der That und des raschen Fühlens ist, läßt in seinem Eifer gegen eine Sache, die so viel Blut gekostet, seine Worte dahinstürmen, ohne sie auf die Granwaage zu legen. Wir aber, die Männer der Feder und des stillen Nachdenkens, dürfen die Sache nicht so en bloc abthun. Im Interesse der Monarchen, denen Posen und Galizien zugefallen, im Interesse der Regierungen, welchen die schwere Aufgabe ward, einen unglücklichen Staatsstreich, den ihnen das vorige Jahrhundert vererbt, durch Klugheit und Milde auszusöhnen, müssen wir sagen: der Himmel behüte sie vor dem Irrglauben, daß die letzten Reste des „Polenthums“ begraben sind, daß es die letzten Reste des „Polenthums“ sind, welche

in der Emigration sich befinden. Zu solchen Behauptungen führt freilich die These: Polen sei schon lange gestorben gewesen, ehe es getheilt wurde! Aber eine Nation von zwanzig Millionen Seelen stirbt nicht, und noch viel weniger eine Nation mit solcher Geschichte und mit solchem unverlöschlichen Nationalgefühl, sie stirbt ebenso wenig als Deutschland gestorben ist trotz seiner Zerspaltung und trotz seines lang erlittenen Druckes. Gerade der Leichtsin, die tollkühne Wuth des so eben versuchten Aufstandes ist ein neuer Beweis, wie unauslöschlich dieses Nationalgefühl, das man mit dem Worte Polenthum abzuthun glaubt, in den unbeugsamen Sarmatenherzen glüht. Freilich sagt man, es sei blos eine Adelsverschwörung gewesen, der Bauer blieb treu. Aber in Posen, wo zwischen Adel und Bauer bereits ein Mittelstand sich herangebildet hat, ist dieser zum Theil mitcompromittirt und liegt der Beweis dort auf der Hand, daß es nicht blos eine Satrapen-, sondern eine Nationalverschwörung war. Desterreich kann sich nicht verhehlen, daß mit der Gesamtbildung auch das Gefühl der Nationalität wächst, es hat dieses in Böhmen und in Ungarn aus Erfahrung kennen gelernt. Auch Magyaren- und Czechenthum waren lange Zeit eingeschlafen und erhoben sich dennoch wieder, freilich in friedlicher Art, weil hier die Stellung, die Tendenz und die Geschichte eine ganz andere ist.

Wir glauben, wer es mit Desterreich und Preußen eheulich meint, der sollte nicht aufhören, es daran zu erinnern, daß in Galizien und Posen zwei der verwundbarsten Seiten ihres Staatslebens liegen, die der Schonung und der sorgsamsten Pflege bedürfen. Und die Aufgabe Desterreichs ist dabei gewissermaßen noch leichter als die Preussens. Letzterer als ein durchaus deutscher Staat ist seiner Stellung gemäß mehr zur Centralisation getrieben, während Desterreich jede Nationalität in ihrem Recht schützen kann. Aber auch Preußen sollte jener atepreussischen Politik, die zur Germanisation à tout prix in Posen rath, das Ohr verschließen. Das neunzehnte Jahrhundert ist nicht mehr die Zeit gewaltsamer Nationalzerstörung. Diese Barbarei mag Rußland ganz allein heimfallen und furchtbar wird sie einst an ihm sich rächen. Die Aufgabe deutscher Fürsten ist eine andere als die moskowitzischer Czaren, deutsche Bildung ein besseres Eroberungsmittel als russische Knuten. Wir glauben die Aufgabe deutscher Politik weit entfernt in der Begrabung des Polenthums zu liegen, liegt vielmehr in einer sorgsamten mit deutschen Elementen vermischten Ausbildung desselben. Wenn Preußen und Desterreich erst den polnischen Bauern das Bewußtsein eines gesicherten Rechtszustandes und freien Eigenthums eingepflicht, wenn im polnischen Mittelstande deutscher Gewerbefleiß und Ordnungssinn sich eingewurzelt, wenn die beiden Hauptfactoren eines jeden Staates, Bürger und Bauer, nach deutscher Weise — wenn auch in polnischer Landessprache — sich herangebildet, dann kann man

getrost in die Zukunft sehen und Oesterreich und Preußen brauchen vor dem Gedanken eines selbstständigen Polens nicht zu zittern. Denn selbst auf die Gefahr hin, für einen Ideologen gehalten zu werden, müssen wir es aussprechen: Wir glauben noch immer für die Zukunft an ein selbstständiges Polen. Nicht durch Revolutionen und auch nicht durch friedliche Verträge! Aber einst, wenn die Würfel des Krieges wieder ein Mal auf dem rothen Schlachtfelde liegen, und Preußen und Oesterreich vereint gegen den Feind stehen werden, dann werden sie bedenken, daß es in ihrem Länderverbande eine ewige schmerzhafteste Wunde gibt, der man jetzt Heilung bringen könnte; sie werden bedenken, daß es jetzt an der Zeit sei die wunden Stellen gegen gesündere und nützlichere auszutauschen. Oesterreich wird an seine Donaumündungen denken und an den bessern Tausch, den es dort machen könnte und auch Preußen hat bis dahin vielleicht schon die Strecken herausgefunden, die ihm behaglicher wären als das schwierige Posen. Siegt Deutschland, dann schreibt es Gesetze vor und ein unter seinem Schutze wiederhergestelltes Polen ist sein ewiger Vorkämpfer gegen den heißhungerigen Moskowiten, an dem es das Blut seiner edelsten Helden zu rächen hat; unterliegt Deutschland, was Gott verhüte — dann freilich hören alle stolzen und menschlichen Phantasien auf und die Krone ist der Gott der Welt.

Der Friede aber, der noch lange uns lächeln möge, gibt den deutschen Herren polnischer Bevölkerung Zeit und Gelegenheit, sie durch Gesetze, Freiheit und höhere Bildung in befreundete Stämme umzuwandeln und zum sichern Bundesgenossen heranzubilden, wie es Frankreich durch dreiundzwanzigjährige Herrschaft in Belgien gelungen! Möge Galizien und Posen unser Belgien sein; wahren wir es, so lange wir müssen und dürfen; aber bereiten wir uns vor, daß, wenn wir es einst aufgeben müssen oder wollen, wir es als ein durch gemeinsames Gesetz, gemeinsame Bildung und gemeinsame Freiheit befreundetes Land entlassen.

J. Kuranda.

II.

Zwei Reiseswerke.

Immer unmittelbarer die Wissenschaft mit dem Leben zu vermitteln, strebt die Neuzeit. Verallgemeinerung des Wissens ist ihr Wappenspruch. Humboldt's Kosmos war der großartigste Erfolg dieses Strebens und Humboldt war es auch vorzugsweise, welcher die specielle Richtung jenes Strebens nach der naturhistorischen Seite hinlenkte. Es würde zu weitläufig sein, hier näher vorzüglich auf die Reiseswerke einzugehen, welche von naturforschenden Reisenden ausgegangen, diesem Zwecke dienen sollen. Wohl aber darf man beiläufig

an die eines Blasius, eines Koch, eines Pöppig, Beer, Dellich, Fallmerayer (denn auch die Untersuchungen über die Stammvermischungen der Völker fallen ja in ihren Resultaten zu einem Theile mit den naturhistorischen zusammen) u. s. w. erinnern. Unter den Werken aus neuester Zeit, welche von wissenschaftlichen Reisenden allgemein in interessanter Fassung und Färbung, doch unter fortdauernder Berücksichtigung der ernstesten naturwissenschaftlichen Studien herausgegeben wurden, heben sich zwei besonders hervor. „Peru“ Reiseeskizzen von F. J. von Eschudi (I. Band) ist der Titel des einen; „Reise nach Java und Ausflüge nach den Inseln Mabura und St. Helena“ von Eduard Selberg, heißt das andere. In der wissenschaftlichen Welt bedürfte allerdings ein Werk, welches Eschudi's Namen trägt, wohl kaum mehr einer Empfehlung; aber wir waren bisher gewohnt, die Gelehrten sich im nicht strengwissenschaftlichen Schriftthum so wenig ansprechend bewegen zu sehen, daß ein allgemeiner Ueberblick über die hier gelieferte Arbeit, eben weil diese davon das Gegentheil offenbart, nicht ganz nutzlos erscheinen mag. Mit der Schilderung der Seefahrt von Havre nach der Küste von Chile beginnt das Buch. In frischen und anmuthigen Farben zeichnen sich aus die Erlebnisse der 9tägigen Reise und die folgenden Abschnitte sind dann zunächst der Schilderung des äußerlichen Lebens auf der Insel Chiloe gewidmet. Hierauf gelangen wir nach Valparaiso, dessen Umgebungen abermals Gelegenheit zu höchst interessanten Bemerkungen geben, welche in ihren Ergebnissen mit denen Pöppigs zusammenstimmen, obschon sie auf anderm Wege dazu gelangen. Endlich erreicht man das Ziel der Reise, die Küste von Peru. Hier, wie früher, die frischesten und anmuthigsten Schilderungen, durchflochten mit naturhistorischen Notizen, zu denen in weiterem Sinne natürlich auch die topographischen und ethnographischen Erörterungen gerechnet werden müssen. Lima, Peru's Hauptstadt, ist der eigentliche Schwerpunkt dieses ersten Bandes. Die älteste, größte und interessanteste Stadt an der Westküste Südamerika's, ist sie in ihrem raschen Emporwuchern, in der Blüthe ihrer Geschichte, in ihrer politischen Bedeutung, in den schroffen Gegensätzen des raffiniertesten Luxus und des unermesslichen Elends ihrer Bewohner, auch recht eigentlich die Repräsentantin der meisten von den Spaniern gegründeten Kolonialstädte dieser Lande. Dem Dasein aller fehlt der innere moralische Kern und so fiel Lima seinem Geschick anheim, wie die übrigen, welche „den Tropengewächsen vergleichbar, in üppigster Fülle wuchernd, aufblühten, bald, ihrer eignen Haltlosigkeit erliegend, einem schleichenden Siechthum verfielen.“ Längs der Küste gelangen wir später an der Hand des Verfassers nach dem südlichen von Lima gelegenen Theile des Landes, nach Chilca, Ica, Botijas, Salamanqueja u. s. w. Niemals ist die wissenschaftliche Betrachtung der Umgebungen vergessen, trotzdem drängt sie sich niemals selbst für den nicht

speziell-wissenschaftlichen Leser irgendwie überwiegend in den Vordergrund. Eine kräftige Unmittelbarkeit der Naturanschauung, welcher das wissenschaftliche Bewußtsein eher einen poetischen Glanz verleiht, als daß es dieselbe zur kalten Betrachtung abgeschwächt hätte, durchweht die Schilderungen mit erfrischem Hauch und einzelne Darstellungen, wie z. B. die der Erdbeben, würden ebenso würdig in einem reinästhetischen Erzeugniß ihren Platz behaupten. Ein Gesamtüberblick der Küste Peru's und ihres Charakters, ihrer Naturprodukte und ihrer Erdverhältnisse schließt diesen ersten Band. Der zweite Theil, dem man nach diesem Vorläufer nur mit der größten Spannung entgegenzusehen vermag, soll die Beschreibung des Innern von Peru bringen. Die westliche Sierraregion, die Kordillerenkette mit ihren unerstieglischen Gipfeln und ihren unermesslichen Hochebenen, die am Ostabhange der Anden sich ausbreitenden Urwälder werden dessen Inhalt bilden; und diesem Allen soll zuletzt in gedrängtem Umriß die Geschichte der Ureinwohner Peru's, das Werk abschließend, nachfolgen.

Das Menschen- und Naturleben minder ausgedehnter Landstriche, doch unter nicht unähnlichen tellurischen und ziemlich ähnlichen klimatischen Verhältnissen umfaßt das Reiserwerk des Dr. Eduard Selberg. Der Verfasser hatte schon früher eine Arbeit „über die vergangene und gegenwärtige Lage der Insel Java“ herausgegeben und will die vorliegende Reise als eine Ergänzung derselben aufgefaßt wissen. Dort sprach er von den politischen Zuständen dieser holländischen Besitzung, von deren Verwaltung und ihren Ergebnissen; hier beschäftigten ihn Gegenstände von allgemeinerem Interesse, Land und Volk, Erlebtes und Erschautes. Das vorliegende Buch gibt also, wenn wir beide Werke als zusammengehörend auffassen wollen, nach logischer Strenge die Vor- und Grundlagen des früher erschienenen. — Drei Abschnitte gelten der Reise von Amsterdam nach Java und wie in Eschudi's Werk sich die fernern Ausführungen naturgemäß um Lima drehen, so die Selberg's um Batavia. Selberg war Arzt in holländischem Dienst; so ist es wohl natürlich, daß bei ihm die Erscheinungen des Menschenlebens eine vorwiegendere Wichtigkeit einnehmen, während dort jene des Naturlebens. Aber in einzelnen Schilderungen begegnen sich auch beide Reisende und so gibt es interessante Vergleichspunkte in ihren Malereien des südlichen Himmels und seiner Erscheinungen, der Erdbeben, des Lebens der tropischen Menschen. Eine gewisse verwandtschaftliche Beziehung der ganzen Färbung ist in beiden Büchern durch die gegebenen Vorwürfe bedingt und eine vergleichende Betrachtung der Verschiedenheiten ähnlicher Vorkommnisse drängt sich uns von selbst entgegen. Auf Java und in den Nachbarländern, wie in Peru und dem größten Theile Südamerika's, fehlt dem Leben der innere moralische Kern; hier wie dort herrscht sittliche Erschlaffung, hier wie dort erstickt im sinnlichen Genuß jegliches höhere Streben.

Nur gelangen die Aeußerungen dieser Zustände, weil im Urcharakter der darunter lebenden Racen verschieden bedingt, auf verschiedene Weise zur Erscheinung. Indessen kommt man doch immer von Neuem zu der Ueberzeugung, wie weder von den Inseln und Küsten des indischen, noch von denen des stillen Oceans für die Weiterentwicklung Asiens und Amerika's unter den jetzigen Verhältnissen ein machtvoller Anstoß auszugehen vermag. Beide haben ein Stück hastiger historischer Entwicklungen abgethan und diese plötzliche, fast unnatürliche Erregung hat sie entkräftet. Halb im Bewußtsein der moralischen Ohnmacht, halb auch in schlaffer Befriedigung des Rückblicks auf jene Perioden verschlummern und verschlemmen die Menschen dieser Erdregionen ihr Dasein. Ueber den indischen Ocean hin weht die erstarrende Luft der unwandelbaren Formenwelt China's, am stillen Ocean dehnt sich ein abgethanes Leben im Halbbewußtsein einer vergeudeten Zeugekraft. Nur die Natur wuchert und drängt und blüht hier wie dort in überschwelligem Schaffensdrang, gleich als wolle sie einen Ersatz für die bedeutungsarme Menschenwelt liefern. Das vegetabile und tellurische Element des Erdenlebens hat hier das Menschliche der Erdbewohner überwuchert und es mag der Glaube kommen, erst die ungeheuersten elementaren Revolutionen werden eine neue Gestaltung, eine neue Zeit, eine neue Stellung dieser Erdregionen zur gesammten Menschenwelt zu bedingen haben. B . .

III.

Aus Breslau.

Polnische Zeitungsnachrichten. — Juden als Couriere. — Verdächtige Tracht. — Mesarösky in Magdeburg. — Die Lichtfreunde in der Politik. — Die städtische Ressource.

Indem ich meine Correspondenzen für die Grenzboten beginne, weiß ich noch nicht, welches Factum aus unserem hauptstädtischen Leben mir zuerst unter die Feder laufen wird. Es gibt Vieles zu berichten, Vieles, das sich aus der Heimlichkeit in die Oeffentlichkeit hineinsehnt, wie der Keim in den lauen Frühling. Unsere Correspondenten für politische Blätter machen bloß Jagd auf Hochwild: für den kleinen Stoff, der auf den Straßen und Gassen umherläuft, dünkt ihnen ein Schuß Pulver zu theuer. Ich will meine Jagdtasche mit allem Gethier anfüllen, das mir in den Schuß läuft, und dann vor Ihnen ausschütten. Mögen Sie zur Seite werfen, was Ihnen zu unbedeutend erscheint. — Noch vor Kurzem wendete sich, wie Sie wohl denken können, unsere ganze Aufmerksamkeit den Vorgängen in Krakau zu. Breslau war der erste bedeutende Stationsort für die Neugkeiten; sie wurden hier eigentlich erst faconnirt und verpackt in alle Welt geschickt. Correspondenten und Polizei waren in größter Thätigkeit, jene um zu erfahren, diese um das Erfahren zu hindern. Dft

Grenzboten, 1846. II.

wenn auf dem Perron der Oberschles. Eisenbahn sechs Correspondenten sechs deutscher Blätter einen polnischen Juden umstanden und eifrig hörten, was der Sohn aus Israel meldete, trat der Inspector Giese dazwischen und gebot dem gelockten Clamor publico Still-schweigen. Nicht wahr, das ist doch eine systematische Censur! Das heißt doch auf offener Straße einem das lebendige Wort vom Munde wegschneiden. Man mußte übrigens wissen, was die Polizei wußte, um diese Prävention zu begreifen. Und die Polizei wußte, daß an einem schönen Abende unser friedliebendes Breslau revoltiren werde. Schrecklich, entsetzlich! Die ganze Polizeimannschaft war während der Nacht bei ihrem Chef versammelt und horchte in die nächtlich-stille Stadt hinein auf das Zeichen des Alarms. Diese Nacht kostet der Staatskaffe einige sechszig Tassen schwarzen Kaffees. Es kamen überhaupt während dieser Zeit Dinge vor, die wären sie nicht so traurig, die Aufnahme in das Büchlein: „Du sollst und mußt lachen“ verdienen. Wehe dem Reisenden, dessen Physiognomie an den polnischen Typus erinnerte. Eine polnische Mütze und ein Bart war fast ein Verbrechen, das vorläufig mit Verationen aller Art bestraft wurde. Ich sah einen galizischen Edelmann, der, aus Dresden hier angekommen, wegen seiner viereckigen Mütze, der sogenannten Rogatka, festgehalten wurde, wie er im Zorn und Unmüthe seine Mütze mit Faustschlägen tractirte. „Was ilst mir Paß, da ich dich hab“, sagte er. Ueberall hört man von Arrestationen polnischer Insurgenten. Vor einigen Tagen brachte man einen der Leiter des Aufstandes hier ein. Er war in Magdeburg aufgehoben worden, weil er 36 Stunden hintereinander geschlafen hatte. Jetzt sitzt Mesarsky — so heißt der Gefangene — hinter den Gitterfenstern unserer „Mater dolorosa“ und träumt in fieberhaften Träumen von der hanfenen Geliebten in Rußland, die ihre Arme bald um seinen jungen Nacken schlingen wird. Was hilft nun unserer Polizei wohl solche Brautwerberschaft? Ich höre, daß die angesehensten Personen Breslau's, der Oberbürgermeister, der Fürstbischof u. in Immediat-Eingaben sich für die Polen, welchen Auslieferung an Rußland bevorsteht, verwenden wollen. Gäbe Gott, daß sie das Herz des Königs rühren! — Trotzdem daß Breslau dermalen auf der Oberfläche recht ruhig aussieht, gährt's doch im Innern gewaltig. Ich meine natürlich nicht jene Gährung, die auf bedeutende Ereignisse hinweist, sondern eine Bewegung und Rührigkeit der Geister in den verschiedenen Lagern der Religion und Politik. Leider muß ich hier die Religion zuerst nennen; sie ist noch immer die bevorzugte Tochter, der die Politik die Schleppe nachträgt. Es scheint aber, als wenn sich das bald ändern wird. Die lichtfreundliche Partei mit dem Senior Krause an der Spitze, hat sich um allen Credit operirt, oder vielmehr nicht operirt; denn jedes ministerielle Schreiben machte sie muthloser und unthätiger, so daß ihr Name beinahe zum Spottnamen geworden ist. Die vorzugsweise politische Par-

tei hat dadurch bedeutend an Einfluß, an Ansehen gewonnen, und wird es noch immer mehr, zumal die hauptstädtische Presse fortan in demselben Geiste wirken zu wollen scheint. Dank sei dem lieben Gott gebracht, wenn sie den Talar, der ihr gar nicht gut steht, für immer fortwirft. Hoffentlich wird dazu auch ein Artikel von dem Senior Krause in den „evangel. Zeitblättern“ beitragen, worin er die Sache des Lichtfreundismus bei jedem wahrhaft Liberalen blamirt. Diese Herren fühlen, daß ihre Richtung innerlich hohl und leer, von keiner Begeisterung getragen, nicht fähig ist, aus eigenen Mitteln sich empor zu arbeiten. Darum fangen sie an dem politischen Positivismus zu schmeicheln, ziehen sich den Hofrathsrock unter die Kutte und machen loyale Visiten. „Wir sind eure Freunde, ihr Fürsten,“ sagen sie, „wir wollen mit Politik nichts zu schaffen haben, wie die katholischen Geistlichen in Polen. Werdet ihr noch ferner glauben, daß von dorthier allein die Sicherung eurer Throne kommen kann?“ — Das ist doch die rechte Art, der Sache des Geistes feste Begründung und Anerkennung im Leben zu verschaffen. — In der städtischen Ressource besitzen wir ein Institut, das voraussichtlich zur Pacification der religiösen Streitereien viel beitragen wird, und das von diesem Standpunkte aus nicht genug gewürdigt werden kann. Man findet jeden Dienstag mehrere hundert Personen fast aller Glaubensbekenntnisse beisammen, die sich über öffentliche Verhältnisse besprechen. Die Zahl der Mitglieder überhaupt geht nahe an das Tausend, und umfaßt selbstständige Bewohner der Stadt vom geringsten Schuster bis zum Oberpräsidenten. Letzterer war am vergangenen Dienstage zum ersten Male anwesend, obgleich er schon lange Mitglied ist. Die alten gesellschaftlichen Vorurtheile, an denen Breslau so reich ist, schwinden überhaupt immer mehr.

IV.

Aus Paris.

Scribe's Geneveva. — Politische Apathie. — Thiers. — Harvaez und Guizot. — Die Kunstausstellung. — Der deutsche Vater Lehmann. — Scheffer, Schadow, Schlesinger und Pollak. — Guzkow's neuestes Drama.

So eben komme ich aus dem Gymnase dramatique zurück und bin noch ganz erwärmt, nicht von Heren Scribe's Gèneviève — sondern von den Reizen der schönen Schauspielerin Rose Chéri — und soll Ihnen eine Correspondenz schreiben? — Wahrlich, das ist viel gefordert. Lieber legte ich die Feder hin und dächte über die Unmuth, über die schönen Finger, Arme und Haare der schönen Rose Chéri nach — nebenbei wohl auch über die verführerische Blässe der schlanken Mmsll. Melzi, die ich ebenfalls heute Abend in dem allerliebsten Stückchen: „Un mari, qui se dérange,“ gesehen habe. Die beiden genannten Vaudevilles machen gegenwärtig hier Aufsehen, und die

Pariser wissen nicht, wohin eher zu laufen, ob in's Theater français um Dumas' „La fille du Regent,“ ob in die komische Oper, zu Halévy's Musquetaire, ob in die Variétés, ob Fräulein Déjazet als Gentil Bernard, oder ob in's Gymnase, um die beiden genannten Stückchen zu sehen. Ich will sie Ihnen nicht näher analysiren, weil ich überzeugt bin, ja weil ich es positiv weiß, daß beide schon von einem gründlichen Deutschen für die zweihundert Bühnen seines Vaterlandes hier bearbeitet werden. — GENEVIEVE von Scribe, zeigt einen Vater, der seine Tochter so sehr liebt, daß er sie aus Eifersucht nicht verheirathen will. Die Aufgabe dieser Tochter, die um der Liebe ihres Vaters willen doch keine alte Jungfer werden will, ist es nun, doch den Mann ihres Herzens zu bekommen, ohne daß der Vater erfahre, wie sehr sie ihn liebt. Das ist das ganze Stück; aber mit so viel Feinheit, so vielem Geiste durchgeführt, daß man den alten Scribe bewundern muß. Für die deutsche Bühne muß manches daran verändert werden, weil dem deutschen, verleglicheren Gemüthe die allzu große Eifersucht eines Vaters auf seine Tochter etwas unzart vorkäme. — Le mari, qui se dérange bringt das blühendste Maitressenthum und die gäng und gäbenen ehelichen Treulosigkeiten auf die Bühne, daß man erschrickt, wie solche Furchtbarkeiten mit solchem Leichtsinne, mit solcher Fröhlichkeit behandelt werden können. Wundern Sie sich, daß ich Ihnen nichts Besseres, als Theaterneuigkeiten schreiben kann? — Wundern Sie sich nicht, denn es geht nichts Besseres vor. Freilich, wenn die Masse auf die Kammern Rücksicht nehmen wollte, so wäre noch manches zu sagen: über Steinkohlengruben, Bewaffnung der Nationalgarden in den südlichen Städten, Anlehen u. dgl. mehr — aber wer, der in Paris lebt, kümmert sich jetzt noch um Politik und um die Kammern! Es ist unglücklich, welche Apathie, welche Theilnahmlosigkeit gegenwärtig in dieser Beziehung in ganz Paris herrscht. Es ist gewiß nicht zu viel gesagt, wenn ich behaupte, daß die Deputirtenkammer geradezu ignoriert wird! Man sieht sie eben für eine Versammlung von Kaufleuten und Spekulanten an, oder für ein Magazin theils verkaufter, theils zu verkaufender Waaren. Nur die Pairskammer genießt noch ein gewisses Ansehen, und es ist ein Zeichen der Zeit, daß das Wort eines Pairs durch ganz Frankreich widerhallt, während die langen, schönen Reden der gewählten Vertreter des Volkes mit Achselzucken und Mißtrauen aufgenommen werden. — Das Sich—unmöglich—machen des Herrn Thiers, es wäre gewiß zu andern Zeiten angesehen worden als eine heroische That, als das Opfer eines Römers; — gegenwärtig ist sie ein schöner Theatrecoup, und seine schöne Geschichtslection, die er vor Kurzem gehalten, ist ebenso vergessen, und noch mehr als die schönen Reden, die er vor zwölf Jahren hielt. Es ist so weit gekommen mit den Franzosen, daß sie sich um Alles, was aus der Fremde und aus der Ferne kommt, mehr kümmern, als um den

eigenen heimischen Heerd. So grollt die Polenbewegung noch hier und da nach, und die Geldsammlungen werden nach wie vor fortgesetzt; es ist das wie eine traumhafte Erinnerung an das alte Franzosenthum. Auch von Narvaez's Sturz nach Unterdrückung aller constitutionellen Freiheiten in Spanien wird viel gesprochen, und die Opposition benützt diese Theilnahme des Publicums, alles spanische Uebel Herrn Guizot in die Schuhe zu schieben und ihn als bereitwilligen Helfershelfer darzustellen, wo es gilt, eine Constitution censorhaft zu beschneiden. Es ist auch wirklich etwas daran, denn man hat sichere Anzeichen, daß das Cabinet der Tuilerien früher von Narvaez's Streiche wußte, als man sie in Spanien nur ahnte. Ein Wort des französischen Gesandten hätte sie verhindern können, aber Herr Bresson sprach das Wort nicht! Der Constitutionnel macht nun großen Lärm darüber, aber was nützt das? — Das Publicum sagt, daß, daß, wenn Herr Thiers, der den Lärm erregt, selbst am Ruder wäre, die Sache auch nicht anders geworden wäre.

Die einzige Sache, über die noch mit Feuer discutirt wird, ist der — „Salon!“ — Aber, offenherzig gestanden, er ist dieses Jahr sehr, sehr armselig, so armselig, wie ich ihn noch nie gesehen. Doch ist er charakteristisch für die dermaligen Zustände Frankreichs. Der Hof, Algier und die entente cordiale geben ihm seinen Charakter. Wo man hin sieht, überall winterhalterische Portraits aus dem königlichen Hause, Scenen aus Cu, Schlachten und Scharmügel aus Afrika. Unter den letzteren ist das großartigste Bild: die Schlacht von Issy, von H. Bernet, vor welchem sich stets eine ungeheure Menge von Zuschauern drängt. Die Franzosen sehen den Marschall Bugeaud, den gewissen famosen Sonnenschirm, das berühmte erbeutete Zelt — was wollen sie mehr? — Das Bild mag als Portrait eines großen Ereignisses einen großen Werth haben, aber als Kunstwerk ist es unbedeutend. Vor Allem ist es keine Schlacht! Marschall Bugeaud steht so gemüthlich da, als wäre weiter gar nichts zu thun, während tief im Hintergrunde, dem Beschauer kaum sichtbar, die Schlacht geschlagen wird. Freilich drängen sich einzelne interessante Gruppen in den Vordergrund — aber es sind nur kleine Genrestücke, während die Hauptsache ganz verschwindet und nicht zur Geltung kommt. Für die Franzosen mögen die Portraits, die überall angebracht sind, besonders interessant sein, sonst begreife ich nicht, was sie an diesem Bilde so sehr fesseln könnte. Es ist eins der unbedeutendsten Werke des großen Malers. Sieht man den Salon nicht mit nationalem, sondern mit unbefangenen Kennerauge an, so bleibt uns Deutschen der Ruhm, daß ein Deutscher mit das Beste geliefert hat, und dieser Deutsche ist Herr Lehmann! — Sein Bild, die Uraniden, die den gefesselten Prometheus beklagen, ist in kleinem Rahmen ein großes Meisterwerk, das müssen selbst die Franzosen anerkennen. Hörte ich doch selbst zwei Franzosen, die hinter mir

standen, darüber in Ekstase kommen. Aber charakteristisch ist die Art und Weise. Der Eine sagte zum andern: Je ne comprends pas, mais enfin c'est beau! — Der Ausdruck in den Gesichtern der schönen Nymphen, die sich weinend dem gefesselten Prometheus zukehren, ist so unendlich rührend, daß man glaubt, sie klagen zu hören. Ebenso gefällt mir sein Hamlet und seine Ophelia, wie viel auch gewisse Parteien daran auszusetzen haben, die sich vielleicht ärgern, daß Hamlet nicht fett genug ist. — Bei Ary Scheffer will ich den Streit nicht erneuen, ob er als Deutscher zu betrachten sei oder nicht; durch die Auffassung der Faustbilder, die er dieses Jahr als Fortsetzung seiner frühern folgen ließ, hat er gezeigt, daß er ein gewisses Deutsch so wenig verstehe, wie irgend ein Franzose. Nur die Farblosigkeit, an denen seine Bilder immer mehr und mehr leiden, scheint ihn noch zum Deutschen zu qualificiren. Faust und Gretchen im Garten ist das schlechteste Faustbild, das vielleicht noch gemalt wurde. Faust war ein junger, gemüthlicher Gentleman aus dem fünfzehnten Jahrhundert, der Sohn irgend eines feinsten Reichsbürgers, der gewiß noch nicht eine einzige Mitternacht an seinem Pult herangewacht; Gretchen, das weiche katholische Gretchen, hat der Calvinist Scheffer so gräulich protestantisch trocken und farblos gemacht und ihr statt der Einfalt so viel Einfältigkeit gegeben, daß es nicht zu sagen ist. Auf dem zweiten Bilde, welches die Erscheinung Gretchens auf dem Bloksberge vorstellt, ist Faust besser und dem Originale näher, aber desto schlechter sind Mephisto und Gretchen. Mephisto, wie er auf die Erscheinung hindeutet und Faust in's Ohr flüstert, macht ein gemeinhöhnisches Gesicht, als ob er ihm eben eine Zote gemeinster Art sagte, während ihm doch selbst unheimlich und schauerlich zu Muth sein sollte, da er die Worte spricht:

Laß das nur stehn! dabei wird's Niemand wohl.

Es ist ein Zauberbild, ist leblos, ein Idol.

Ihm zu begegnen ist nicht gut,

Vom starren Blick erstarrt des Menschen Blut

Und er wird fast in Stein verkehrt.

Von der Medusa hast du ja gehört.

Gretchen selbst ist ein hölzernes Gespenst, und doch soll sie ein blaßes, schönes Kind sein, mit Augen eines Todten, die eine liebende Hand nicht schloß. Auch ein alter Meister, Herr Schadow, macht uns durch einen sahlen, farblosen Christus wenig Ehre. Da sind mir noch die frivolsten Bilder des Herrn Schlesinger, den man witziger Weise den H—banuphel nennt, viel lieber; sie sind doch voll Wahrheit und frischen Lebens. Auch ein Landsmann von uns, L. Pollak ist durch eine gute Lithographie seiner „neugierigen Mädchen“ auf der Ausstellung repräsentirt.

Während, wie Sie wohl gelesen, Herr Gasparin und Herr Martin (du Nord) sich in der Kammer über die Colportation protestantischer

Bücher in der Provinz streiten, und Herr Martin, der gute Katholik, sich über Proselytenmacherei von Seiten der Protestanten bitter beklagt, erscheint ein Buch und wird überall verkauft und gelesen, daß Herrn Martin noch mehr Kummer verursachen dürfte. Es ist Bouché's *Le Christ et le Pape*, der bitterste Angriff auf das Papstthum, der systematischste Deutschkatholicismus. Den tausend kleinen Reformatoren im lieben deutschen Vaterlande wäre dieses Buch zu empfehlen; sie erfahren vielleicht erst daraus recht, was sie eigentlich wollen. Zwar ist dieses Buch gewiß eine Frucht der deutschen Bewegung (was der Verfasser nicht zugesteht), aber der praktische Franzose hat mit sicherem Blicke das Brauchbare aufgefaßt und mauerfest an einander gereiht. Der Neukatholicismus ist in diesem Buche viel fester gefaßt als in all den tausend deutschen Brochüren, Gervinus mit eingerechnet, der die Sache doch zu ideal und abstract aufgefaßt hat. — Ein anderes Buch, das in Deutschland bekannt zu werden verdient, ist Baulabelle's *Les deux restaurations*. Es ist zwar nicht mehr neu, denn die ersten Theile sind schon vor längerer Zeit erschienen, aber es ist auch noch nicht vollendet, dann wird sie die ausgebehnteste pragmatischste Geschichte der Zeit vom Jahre 13 — 36. Die grandioseste Bekanntheit mit seinem Stoffe, die wahrheitsliebendste Unparteilichkeit und großer Reichthum an Thatsachen charakterisiren es. Wo es Charaktere betrifft, die noch aus der ersten Zeit der Revolution herüberragen, ist Baulabelle der gefährlichste Rival des Herrn Thiers, von dem der alte Satz gilt: Das größte Glück der Geschichtschreiber ist, daß die Todten nicht gegen ihre Ansichten protestiren können. Eine elende Schmiererei hingegen ist Herrn Janin's neuestes Buch *Clarisse Harlowe*, eine Bearbeitung des alten Romans gleiches Namens, aus dem mit französischer Feuilletonistenunverschämtheit aller Geist, alles Mark herausdestillirt und auf den Mist geworfen wurde. Die französischen Journale aber ermangeln nicht, diese Leichenentweihung zu loben.

Außer den deutschen literarischen habitués wie Heine, Herwegh &c. hält sich gegenwärtig auch noch Gutzkow hier auf. Er hat hier ein Trauerspiel begonnen und vollendet. Sein Held ist La Costa, und die meisten darin handelnde Personen sind Juden. Vor einigen Tagen kamen noch Moritz Hartmann und Frau v. Bacharach hier an.

V.

Aus Wien.

Polnische Marseillaise. — Viki's Caprizen. — Der Tenor Fraschini. — Saphie und die Lind.

Während in einer Provinz Oesterreichs die Damokles-Schwerter über so vielen edlen Familien hängen, lallt die Residenz in ihrem sybaritischen Traum nur von Lust und Jubel und selbst die ernste Mitternacht wird von den Productionen fahrender Musiker nicht ver-

schont. Die polnische Marsseilaise: Noch ist Polen nicht verloren! wird diesmal von den drei Mächten selbst gesungen, die sich aufathmend zurufen: Noch ist Polen nicht verloren!

In Wien selbst ereignet sich wenig, das der Aufzeichnung werth wäre, und wenn ich Ihnen jetzt in der stillen Charwoche einen kleinen Ueberblick des lärmenden wiener Treibens geben will, geschieht es um der Merkwürdigkeit willen, welche unbedeutende Dinge hier das öffentliche Leben bilden. Pischek füllte längere Zeit die Räume des Theaters an der Wien, hauptsächlich weil Staudigl durch ihn einen würdigen Mitsänger in großen Opern erhielt. Er nahm von Wien in einem Concert Abschied, das er, List nachahmend, ohne Mitwirkung anderer Künstler ganz allein auf die Schultern nahm. Im Liedervortrag excellirt er durch eine sentimentale Süßlichkeit, die in der Oper oft unangenehm und störend wirkt. List gab hier 9 vollauf besuchte Concerte, wovon den größten Theil erst um 10 Uhr Nachts, eine Neuerung, die nur er zu behaupten wußte. Trotzdem sich im Enthusiasmus für ihn viele Affectation geltend macht, ist seine künstlerische Erscheinung doch eine Alles mit sich fortreisende und als ein echter, verzogener Liebling des Publicums wußte er sich selbst für die Unarten, die er sich im Vortrag von Compositionen großer Meister erlaubte, Beifall zu gewinnen. Aber auch andere Unarten ließ er sich zu Schulden kommen, so mußte das Publicum beim letzten Concert, trotzdem es ohnehin schon auf eine so späte Nachtsstunde angesagt war, noch einige Zeit darauf warten, bis der Concertgeber mit aller Bequemlichkeit aus der italienischen Oper zurückgekehrt war. — Die italienische Oper hat diesmal unerwartet glänzend begonnen, ein neuer, früher hier noch nicht gehörter Tenor Fraschini, der bald den Ruhm eines Rubini erringen dürfte, reißt den Kästern zu echt italienischem Opernjubel hin. — Saphir feierte vor einigen Tagen einen glänzenden Triumph, indem ihm das Publicum bei seiner letzten Vorlesung für die Verleumdungen, die Pokorny und einige unbekanntere Stimmen in den Inseraten der Allgem. Zeitung auf ihn häuften, durch einen überaus stürmisch-freundlichen Empfang reichliche Satisfaction gewährte. — Die Lind wird im Laufe nächster Woche zum ersten Male vor dem wiener Publicum erscheinen und zwar auf Pokorny's Bühne. Das Publicum bereitet sich bereits zum Delirium vor. Unter andern erzählt man, Meyerbeer habe Pokorny geschrieben, er solle sich mit Saphir auszuföhnen trachten, die Lind würde sonst nicht auftreten, da sie nicht das Opfer dieses Zanks zwischen dem Director und dem Kritiker werden darf. Nun, wir hoffen, Herr Saphir wird ein galanter St. Georg sein und an diesem hübschen Lindwurm seine Lanze nicht versuchen. Der Zugkraft, welche die Lind ausüben wird, denkt der Director des Kärnthnertheaters durch das Auftreten der Fanny Esler in Esmeralda das Gleichgewicht zu halten.

Verlag von Fr. Ludw. Herbig. — Redacteur J. Kuranda.
Druck von Friedrich Andrá.